

Die Sprache der Liebe ist ein Gefängnis. Mit Ausgang.

Die Zürcherin Eva Lia Wyss hat eine Sammlung mit Schweizer Liebesbriefen herausgegeben. Fazit: Die Männer sind im Lauf der Jahre verspielter geworden.

von Christine Lötscher

«Oh du mein Phosphor, du mein Licht», rief Goethe im «West-östlichen Diwan», und Else Lasker-Schüler rief den Geliebten als «süssen Lamasohn auf Mohuspflanzen thron» an. Wenn Normalerbliche dagegen verliebt sind und zur Feder greifen, kommt es kaum vor, dass sie die Fantasie mit ihnen in physikalische Bahnen der exotischen Gefilde durchbrennen. Sie schreiben dem «Schnügel», «Baby» oder «Schatz» ganz einfach ihre Herzen zu Füßen, wünschen, dass sie sich im Traum begegnen, beschwören herauf, wie heiss die Lippen des Liebsten auf ihren eigenen Lippen brennen würden, oder kommen gleich zur Sache: «Ich liebe dich», auf Neudeutsch: «I love you.» Wer einen Liebesbrief schreibt, will nicht dichten, sondern verheiraten.

Über 6000 amouröse Episteln hat die Zürcher Sprachwissenschaftlerin Eva Lia Wyss in ihrem Zürcher Liebesbriefarchiv

(ZLA) versammelt, die meisten davon aus dem 20. Jahrhundert. Dazu gehören wohlformulierte Briefe, in sonntäglicher Reinschrift, mit Füller auf Büttenpapier («Sie haben mich tief begeistert und entzückt. Gleich bei unserer ersten Begegnung... fühlte ich etwas in mir, was man landläufig Liebe auf den ersten Blick nennt»), aber auch lakonische Botschaften auf einem Zettel («Willst du mit mir gehen?») und natürlich E-Mails und SMS, ohne die im 21. Jahrhundert wohl niemand mehr lieben möchte.

Das ZLA diene bisher als Materialbasis für verschiedene Forschungsprojekte. Nun gibt die Anthologie «Leidenschaftlich eingeschrieben. Schweizer Liebesbriefe» auch einem breiten Publikum Einblick in die Sprache der Liebe, wie sie in der Schweiz gepflegt wird. Eine kleine Auswahl aus den 6048 Briefen ergibt, thematisch geordnet, eine Typologie des Liebesbriefs, vom Schulschatzbrief über die klassische Liebeserklärung bis zum Trennungsbrief.

Die zärtliche Mundart

Ein ausführliches Vorwort sowie kurze Einführungen in die einzelnen Kapitel schärfen den Blick für die Eigenheiten des Genres. Sie macht auch auf die Rolle der Mundart im «Schweizer Liebesbrief» auf-

merksam, die in die Schriftsprache hineinspielt oder ganz überhand nimmt, sobald es um verbale Zärtlichkeiten geht.

Überraschenderweise war es für die Forscherin gar nicht schwer, an die privaten Liebesbriefe heranzukommen. Bereits ein halbes Jahr nach den ersten Aufrufen in lokalen und überregionalen Zeitungen lagen 2000 Briefe auf dem Schreibtisch von Eva Lia Wyss. Die Begegnungen mit den Spenderinnen und Spendern waren sehr unterschiedlich, wie Wyss im Vorwort bemerkt: «Einige von ihnen waren erleichtert, die alten Bündel loszuwerden, anderen fiel es sichtbar schwer, sich davon zu trennen. Eine Frau, die ihre Briefe zur Verfügung stellte, verglich das mit einer Organspende.»

Genau da liegt das Paradoxe des Liebesbriefs: Die Schreiberin oder der Schreiber hat das Gefühl, das Innerste nach aussen zu kehren, verwendet dazu aber die landläufigsten Kosenamen und Liebeschwüre. «Die Tradition», schreibt Wyss, «ist stärker als der einzelne Schreiber, der einmalige, authentische Text will nicht gelingen und soll nicht gelingen.» Die Sprache der Liebe, folgert sie, sei ein Gefängnis, «aus dem es sprachlich kein Entrinnen gibt».

Dass man den Heiratsantrag von W.H. an Fräulein Frieda aus dem Jahr 1898, den liebevollen Alltagsbericht der Bäuerin Ka-

tharina an ihren David im Aktivdienst, das Multiplechoice-Briefchen der 12-jährigen Sabrina an Dominik («ja oder nein, bitte ankreuzen») und alle anderen Briefe mit so viel Vergnügen liest, liegt tatsächlich nicht an der Originalität oder dem sprachlichen Ausdrucksvermögen der verliebten Briefschreiberinnen und -schreiber. Jedes noch so kleine Textchen ist ein Ausschnitt aus einer Geschichte, die der Einzelne als schicksalhaft erlebt, mit viel Glück und bittersüßem Schmerz, wahrscheinlich auch mit Zweifeln und Langeweile.

Amors Handy-Pfeile

Und manchmal dauert die Liebe länger, als man ihr im Zeitalter der Lebensabschnittspartnerschaften zutrauen würde. Berührend klingt das im Abschiedsbrief des schwer kranken Walti an seine Frau: «Meine liebe Hedle, wir sind 37 Jahre verheiratet gewesen, haben uns vorher gekannt. Und ich sage dir: Ich liebe dich so sehr, wie ich dich von Anfang an geliebt habe. Ich weiss nicht, warum gerade ich ein solches Glück hatte, dich zu treffen und mit dir wunderschöne Jahre zu verbringen.»

Eva Lia Wyss hat die Auswahl der Briefe so zusammengestellt, dass die Teile wenn nicht ein Ganzes, so doch einen Sinn ergeben – und zwar, indem die Anthologie

deutlich macht, dass die Sprache der Liebe ein ausgesprochen gesellschaftliches Phänomen ist. Bis in die 1950er-Jahre hinein war die Beteuerung, anständig, treu und ein moralischer Mensch zu sein, die stärkste Unterströmung im männlichen Liebeswerben. Spätestens seit den 90er-Jahren sind die Brief- und Mailwechsel verspielter geworden, es wird geflirtet und geworben, ohne dass man gleich sagen könnte, ob ein Mann oder eine Frau am Computer sitzt.

Nicht nur gesellschaftliche Veränderungen spiegeln sich im Liebesbrief, sondern auch der Einfluss der neuen Medien. Seit es die Möglichkeit gibt, per E-Mail rasch und unkompliziert zu kommunizieren, gibt es wieder verstärkt schriftlichen Austausch. Das Internet bietet sich geradezu an, um Liebesbeziehungen anzubahnen, es lässt sogar die virtuelle Polygamie zu. SMS eignen sich dagegen, um den Kontakt aufrechtzuerhalten, was schon immer eine wichtige Funktion des Liebesbriefs war, wie Eva Lia Wyss festhält. Die klinisch-schmerzlosen Minipfeile aus dem Handy sind mit Sicherheit die Lieblingsmunition Amors im 21. Jahrhundert.

Leidenschaftlich eingeschrieben. Schweizer Liebesbriefe. Herausgegeben von Eva Lia Wyss. Nagel & Kimche, Zürich 2006. 156 S., 29 Fr.